

Von der Brauchtumsaufnahme im Lande Salzburg

Von Professor Dr. Richard Wolfram

1. Das Grundsätzliche

Während der letzten Jahrzehnte wurde es immer mehr ein Anliegen der Volkskundewissenschaft, sich über die Verbreitung und das innere Leben der Erscheinungen in großen Übersichten klarzuwerden. Wozu die „Bodenständigkeit“ der volkstümlichen Kultur, das heißt ihre Bindung an ihre räumliche Umwelt, von vornherein drängt¹⁾. Also ein Stoff, der kartographisch veranschaulicht werden kann. Aus solchen volkskundlichen Karten, die in steigendem Maße entstehen, ergeben sich auf einen Blick faßbar Kerngebiete, Beharrungsräume und Einbruchsstreifen neuer Formen, kurz das ganze Spiel der Kräfte in seiner Naturbedingtheit, wie im geschichtlichen Werden.

Karten aber erfordern eine umfassende und gleichmäßige Stoffsammlung nach genau überlegter Methode, die sich nicht mit Literaturnotizen oder den Einzelaufzeichnungen der früheren Art zufriedengeben kann. Diese hingen auch stark vom Zufall und von persönlichen Umständen ab. Es ist daher keine positivistische Sucht nach Materialhäufung, wenn die Forderung nach neuer Stoffsammlung durch geschulte Fachkräfte als Voraussetzung einer modernen räumlichen Betrachtungsweise aufgestellt wird.

Dabei ist die kartographische Methode in der Volkskunde nicht nur ein Darstellungsmittel, sondern ebenso ein Erkenntnismittel. Sehr oft gibt uns erst die Karte Einsichten, die sonst auf keine andere Weise zu gewinnen wären. Freilich, über das Menschliche sagt sie wenig aus: was die Dinge ihren Trägern bedeuten, wie stark und allgemein sie lebendig sind usf. Dies muß bei der Stoffsammlung erkundet werden. Bei der direkten Methode der Aufzeichnung ist dies leichter als bei einer Erhebung durch Fragebogen. Schon daraus ergibt sich, daß jede Karte eingehender Erläuterungen bedarf, die nicht nur das Kartenbild erklären und die ausführlichen Sachangaben bringen, sondern auch das, was auf der Karte an unwägbareren Dingen nicht dargestellt werden kann.

Angeregt durch den „Deutschen Sprachatlas“ (seit 1876) und den „Atlas der deutschen Volkskunde“ (seit 1928), sehen wir heute in Europa allenthalben große volkskundliche Kartenwerke entstehen. Davon ist der polnische — allerdings mit dem ungeheuer weitmaschigen Belegnetz von bloß 134 Orten und in nur 30 Karten — bereits fertig erschienen. Der deutsche Volkskundeatlas erreichte

¹⁾ Vgl. dazu auch Richard Weiss, „Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde“, Basel 1950, S. 1 f.

bisher 6 Lieferungen mit 120 Karten, vom Atlas der schweizerischen Volkskunde erschienen die beiden ersten Lieferungen (1950 f.) mit zusammen 32 Karten, ausführlichen Kommentaren und einem Einführungsband. Er ist auf 256 Karten mit ca. 1000 Seiten Kommentar berechnet. Von den Atlaswerken der anderen Länder gibt es verschiedene Einzelkarten und Vorveröffentlichungen.

Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ umfaßt das gesamte deutsche Sprachgebiet mit Ausnahme der Schweiz. Auf einem solchen Riesenraume wäre die direkte Aufzeichnung fast hoffnungslos. Daher verwendet er das Fragebogensystem. Trotz der Beschränkung auf ein Belegnetz von ca. 25% der Orte ergaben sich gegen 25.000 abzufragende Orte und sogar noch mehr Fragebogenbeantworter! Denn es war öfter ein Wechsel nötig. Wie ungleich dies ausfallen mußte, liegt auf der Hand, trotz einer Unsumme von Idealismus und freiwilliger Mitarbeit. Immerhin kommt nach dem Gesetze der großen Zahl in der Gesamtüberschau ein annähernd richtiges Bild heraus. Für die größere Genauigkeit erfordernde Darstellung eines begrenzten Gebietes genügt es aber nicht.

Der schweizerische Volkskundeatlas schlug darum den anderen der beiden möglichen Wege ein, die direkte Aufnahme, wie sie in kleineren Räumen vorzuziehen ist. 8 geschulte Mitarbeiter und 3 Aufnahmeleiter fragten an Hand eines Heftes mit 150 Fragen den Tatbestand ab. Jedoch nur in einem Belegnetz von 15% der Orte (insgesamt 387 Orte). Das heißt, auf 107 Quadratkilometer kommt ein Befragungsort. Die Arbeit wurde in rund 6 Jahren durchgeführt. Die Vielzahl der Aufzeichner wurde gewählt, da es sich in der Schweiz um die Erhebung in vier verschiedenen Sprachgebieten handelte und weil — wie die Schweizer selbst sagen — ein einzelner Aufzeichner selten einer mehrjährigen ständigen Aufzeichnungstätigkeit infolge ihrer außerordentlichen seelischen und körperlichen Beanspruchung geneigt und ohne Schaden gewachsen ist. Denn eine gute Aufzeichnung gehört zu den schwierigsten und aufreibendsten Dingen.

Wie steht es in Österreich? Hier haben wir nur Ansätze. Vor allem erfaßten die zwischen 1930 und 1935 versandten Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ auch unsere Heimat. Da uns Zweitschriften der Antworten verblieben, so ist ein Grundstock von Fragebogenantworten vorhanden. Der deutsche Volkskundeatlas war auf 1000 Fragen berechnet. Zur Versendung kamen jedoch bloß 250 Fragen in 5 Fragebogen, von denen die letzten 50 Fragen wenig ergiebig sind. Darum fehlt eine große Anzahl wichtiger Fragen überhaupt. Z. B. aus der religiösen Volkskunde die österliche Feuerweihe, an die sich viele hochinteressante Handlungen der Volksfrömmigkeit knüpfen, Speisenweihe, Antlaßeier und was man mit ihnen tut, Ackersegnen in all seinen Formen, Trinken der Johannisminne am 27. Dezember und bei Hochzeiten, Wallfahrtswesen, Votivgaben, Flurumgänge; ferner fehlen Fragen über den Fasching, die Neujahrsbräuche, die Bräuche des Unschuldigen-Kindl-Tages (Frisch-und-gsund-Schlagen), Maibaum, Peitschenknallen an festgesetzten Terminen, Frei- oder Unruhnächte, viele

Arbeitsbräuche, wie z. B. alles, was mit dem Brecheln zusammenhängt, Almwesen und Almabtrieb usf. Also sehr viel von dem, was gerade für uns in Österreich lebendiger Teil des Brauchtums und Volksglaubens ist. Das Ziel des Atlases war allerdings auch nicht eine vollständige Bestandesaufnahme, die sich auf schriftlichem Wege und mit den meist sehr kurzen Antworten auch schwer erreichen läßt. Er wählte vor allem bezeichnende Fragen für den Gesamtraum, die sich zudem kartographisch gut darstellen lassen. Denn eine Karte hat nur dann einen Sinn, wenn sie nicht bloß gleichmäßige Verbreitung, sondern Unterschiede erkennen läßt. Andernfalls genügt ein schriftlicher Hinweis auf einen gleichmäßigen Befund.

Um mir ein genaues Bild zu verschaffen, habe ich das gesamte Fragebogenmaterial des deutschen Volkskundeatlases, soweit es sich auf Österreich bezieht, durchgearbeitet. Es enthält einen kleinen Prozentsatz ganz hervorragender Beantwortungen, eine ziemlich breite Schicht recht anständiger Antworten und einen Teil unbrauchbarer Bogen. Je nachdem, ob ihr Bearbeiter mit seiner Gegend vertraut war (die Lehrer z. B. werden oft versetzt) und sich Mühe gab, oder nicht. Außerdem erlebt man seine blauen Wunder, was alles mißverstanden werden kann. Direkte Aufzeichnung dagegen kann Mißverständnisse sofort klären.

Auch die Belegorte sind nicht gleichmäßig gewählt. Trotzdem der deutsche Volkskundeatlas einen Belegort auf durchschnittlich 27 Quadratkilometer zählt, fällt doch leicht etwas durch die Maschen. Im Salzkammergut wurde z. B. Ebensee nicht unter die Befragungsorte aufgenommen. Mit ihm fehlt aber nun im Atlasmaterial der Hauptort des Kripperlschnitzens im Salzkammergut, der beste Beleg für das „Glöcklerlaufen“ am 5. Jänner, das sich in Ebensee am reinsten erhalten hat, und der sehr eigenartige „Fetzensfasching“, um nur drei wichtige Dinge zu nennen, die diese eine Lücke im Befragungsnetz auf dem Gewissen hat. Wie bewundernswert auch die riesenhafte Gesamtleistung des deutschen Volkskundeatlases ist, für Österreich werden wir mit seinem Material nicht das Auslangen finden.

Das war auch seinerzeit Prof. A. Helbok, dem Gesamtleiter für Österreich, wie Dr. A. Depiny, dem Leiter der oberösterreichischen Landesstelle, klar. Depiny gab darum auch einen nur für sein Gebiet bestimmten Zusatzfragebogen heraus, Helbok plante ergänzende Aufzeichnungen der direkten Methode in Tirol.

Inzwischen tauchte als neue Unternehmung das Bestreben fast jedes Bundeslandes auf, einen eigenen Heimatlàs zu schaffen. Der des Burgenlandes erschien als erster, ihm folgt soeben Niederösterreich. In Oberösterreich, Salzburg und Tirol sind Vorarbeiten im Gange. Jeder dieser Atlanten enthält natürlich auch rund vier volkskundliche Karten. Eine wirkliche Darstellung des volkskundlichen Stoffes in seiner ganzen Fülle ist jedoch in so knappem Rahmen nicht möglich. Dazu bedarf es einer eigenen Stelle. Das Land Oberösterreich zog daraus die Folgerungen und beginnt soeben mit einer großen volkskundlichen Fragebogenaktion

des Institutes für Landeskunde am Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz unter der Leitung von Dr. Ernst Burgstaller²⁾). Sie soll die Lücken der früheren Erhebung ausfüllen und den neuen Stand erfassen. Aus diesem Material wird auch der oberösterreichische Heimatatlas schöpfen können.

In jedem Bundeslande gibt es außerdem Forscher, die irgend einen Teilbereich der Volkskunde so weit durchgearbeitet haben, daß sie ihn in ihrem Gebiet kartographisch darstellen können³⁾. Auch die Museen beginnen sich der kartographischen Darstellung zur Erläuterung der ausgestellten Gegenstände zu bedienen. Zusammenfassend für ganz Österreich ist jedoch erst ein einziger Tatbestand ausführlich in Karten dargestellt und veröffentlicht worden: Die Haus- und Siedlungsformen durch Dozent Dr. A. Klara⁴⁾. In diesem sehr schön mehrfarbig gedruckten Atlas ist jedem Bundesland eine Karte gewidmet. Druckfertig sind m. W. die auch ganz Österreich umfassenden Gebildbrotkarten von Dr. E. Burgstaller. Auch die unser gesamtes Bundesgebiet behandelnden Karten einzelner Handwerke und ihrer Meister von Dr. A. Mais sind sehr weit gediehen.

Da nun der Schweizer Volkskundeatlas in rascher Folge erscheint, wird der Wunsch nach einer Fortsetzung der Linien auf österreichischem Gebiet dringend. Aus einer Schau über den Alpenraum dieser beiden Staaten werden sich sehr wichtige Aufschlüsse ergeben. Und somit erhebt sich für Österreich die Frage: was können wir tun? Das hängt von zwei Dingen ab: ob wir die Mittel für eine solche — immerhin einige Zeit dauernde — Arbeit aufbringen, und ob wir die dafür geeigneten Fachkräfte einsetzen können. Denn die Arbeit ist schwer.

Auf keinen Fall aber können wir die Dinge treiben lassen und unbegrenzt warten. Denn unser Volksleben ist in einer gewaltigen und raschen Umbildung begriffen. Die Tempobeschleunigung ist so groß, daß manche Entwicklungen, die früher Jahrzehnte brauchten, heute in wenigen Jahren vor sich gehen. Wir sind die letzte Generation, die aus dem Munde der Alten noch genaue Kunde von früheren Überlieferungsschichten erhalten kann. Mit jedem, der ins Grab sinkt, vermindert sich unsere Erkenntnismöglichkeit unwiederbringlich. Zudem muß der Fluß der Entwicklung in solchen entscheidenden Zeiten gleichfalls beachtet und erforscht werden.

Es fragt sich auch, ob wir in der sehr beschränkten Auswahl des Stoffes für Kartenzwecke unsere Aufgabe erfüllt sehen wollen. Noch wichtiger erscheint mir eine umfassende Bestandaufnahme, die eigentlich erst das volle Leben gibt. Sie muß aber systematisch

²⁾ Vgl. E. Burgstaller, „Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten im Oberösterreichischen Heimatatlas“, Oberösterreichische Heimatblätter, 1951.

³⁾ In einigen Veröffentlichungen sind solche Karten auch schon enthalten, z. B. im 2. Band des Steirischen Trachtenbuches von Mautner-Gerambs (1935).

⁴⁾ „Siedlungsformenkarte der Reichsgaue Wien, Kärnten...“, Wien 1942.

und nach modernen Methoden geschehen, so daß sie gleichzeitig die Grundlage für Karten abgeben kann.

Wahrscheinlich kann das eine Stelle nicht allein machen. Die fruchtbare Vielfalt der Ansätze in den Bundesländern läßt sich aber ausbauen und koordinieren, so daß ein Grundstock wichtiger Fragen, der sich zugleich an Schweizer und deutsche Erhebungen anschließen läßt, im ganzen Bundesgebiet gleichmäßig behandelt wird. Im übrigen können die Arbeiten den Verhältnissen in den einzelnen Ländern angepaßt sein. Eine gewisse Elastizität und Dezentralisierung empfiehlt sich auch deshalb, weil nur die kleineren Raumeinheiten in solch intensiver Weise durchforscht werden können, wie dies wünschenswert erscheint. Selbst in einem Lande können zwei Institutionen mit der Arbeit befaßt sein; die eine z. B. mit der Sachvolkskunde, die andere mit der sogenannten geistigen Volkskunde, wie dies bei den Vorarbeiten für den schwedischen Volkskundeatlas der Fall ist.

Und nun die Nutzenanwendung für Salzburg. Hier gab es manche Ansätze, über denen jedoch ein Unstern waltete. Die Bauernhauserhebung von Ing. R. Schlegel wurde durch den Tod dieses verdienstvollen Mannes mitten im Flusse abgebrochen. F. Kulstrunk starb, ehe er seine langjährigen Sammlungen zu den Salzburger Volkstrachten abschließen und ausarbeiten konnte. Von den drei Volkskunde-Instituten, die Salzburg nacheinander in den letzten 20 Jahren besaß, sind die ersten beiden auch in ihren Beständen größtenteils vernichtet, das dritte abgewandert. Das Museum ist gegenwärtig durch die großen Aufgaben des Wiederaufbaues nach der Zerstörung seines Gebäudes und der Verlagerung seiner Sammlungen weitgehend in Anspruch genommen. Trotzdem wäre es sehr zu wünschen, wenn die volkskundliche Abteilung des Museums in die Lage versetzt würde, sich entsprechend mit den „Realien“ im ganzen Lande zu befassen, vor allem mit Tracht, Volkskunst, Bauernmöbeln und den bisher ganz vernachlässigten Geräten.

Auf dem großen Gebiete des Brauchtums und Volksglaubens gibt es zwar Arbeiten der älteren Generation, vor allem des Bahnbrechers dieser Forschung in Salzburg, Schulrat Karl Adrian. Vieles von dem, was er und Marie Andree-Eysn damals sammelten, wäre heute nicht mehr so zu erfragen. Auch Michael Dengg ist hier zu nennen. Die auf meine Anregung hin erfolgte Neubearbeitung seines Buches „Von Salzburger Sitt und Brauch“ konnte Adrian noch vollenden, sie blieb ungedruckt. Was diese Männer ohne fachliche Grundausbildung sich aus eigenem erarbeitet haben, ist eine ganz große Leistung. Daß ihre Ergebnisse vielen Anforderungen, die wir heute stellen müssen, nicht mehr entsprechen, kann ihnen nicht zur Last gelegt werden. Denn die Volkskunde als Wissenschaft hat sich während der letzten Jahrzehnte außerordentlich entwickelt. Wir gehen mit neuen Gesichtspunkten, neuen Fragestellungen und neuen Methoden an die Dinge heran. Jede zusammenfassende Darstellung erfordert heute zudem

einen gewissen Überblick über die Verhältnisse in Europa, auch wenn es die Behandlung lokalen Stoffes gilt. Sonst kann man sich leicht im richtigen Einschätzen und Zuordnen vergreifen.

Aus all diesen Gründen glaube ich, daß auch Brauchtum und Volksglaube in Salzburg in die neue Aufzeichnungsarbeit einbezogen werden muß. Deshalb begann ich hier vor rund 6 Jahren damit ganz aus eigener Initiative. Am 25. November 1948 berichtete ich in einem Vortrag in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde über die Methoden dieser Arbeit. Nachstehend möchte ich nun zwei Proben daraus geben.

Bemerken möchte ich dazu, daß ich auf die direkte Aufzeichnung, die ich vor allem verwende, und die daraus entspringende kartographische Methode schon vor mehr als zwei Jahrzehnten kam. Damals war ich unter einer Gruppe von Forschern, welche die Sprachinseln durchwanderte. Großartige volkskundliche Beharrungsgebiete, die aber schriftlich nicht hätten erfaßt werden können. Da konnte nur die Feldforschung helfen. In der Folgezeit wurde ich vor die Aufgabe gestellt, Brauchtum und Volksglaube eines geschlossenen Gebietes aufzunehmen, nämlich von Südtirol. Hier versuchte ich eine neue Methode. Ich versandte wohl auch insgesamt fünf Fragebogen, benützte sie aber nur zur Orientierung und fragte überall auch noch selbst ab. So konnte ich die Vorteile beider Arbeitsweisen verbinden und auch vergleichen, was bei der einen und bei der anderen herauskam. Außerdem betrieb ich statt der bisher üblichen Punktforschung einer Auswahl von Belegorten Flächenforschung. Das heißt, ich fragte sämtliche Orte des Landes ab. Bis auf einen kleinen Rest ist dies für Südtirol durchgeführt, die ausgearbeiteten Protokolle liegen für rund 240 Orte vor. Dadurch ergeben sich erst wirklich genaue Unterlagen, die auch durch die Einheitlichkeit der Erhebung miteinander vergleichbar sind und in den Fragebogen eine Kontrollmöglichkeit haben⁵⁾.

Zur geographischen Flächenforschung muß dann noch die historische Tiefenforschung treten, die das Bild nicht unwesentlich verändern kann, wie sich z. B. 1936 bei meiner Untersuchung der Kettenschwerttänze in Europa zeigte. In Salzburg kommt der geschichtlichen Betrachtung besondere Bedeutung zu. Man denke nur an die Veränderungen durch die Protestantenausweisung, die in manchen Landstrichen einen völligen Bevölkerungswechsel zur Folge hatte. Auch der soziologische Gesichtspunkt ist wichtig. Für unsere ältere Volkskultur z. B. die Rolle des Bergbaues und der Knappen usf.

Meiner Südtiroler Aufzeichnung haftet ein Mangel an. Ich mußte die gesamte Riesenarbeit in rund 12 Monaten, verteilt auf 2 Jahre,

⁵⁾ Über die Methoden meiner Salzburger und Südtiroler Arbeiten berichtete ich im Frühjahr 1951 auf dem 7. Deutschen Volkskundetag in Jugenheim bei Darmstadt und im August 1951 auf dem „International Congress for European and Western Ethnology“ in Stockholm. In ähnlich genauer Weise ist m. W. nur noch der Odenwald durch Dr. H. Winter untersucht worden.

bewältigen und dazwischen auch noch das ganze Jahresbrauchtum miterleben und photographieren, wie es eben abrollte. In Salzburg drängte mich bisher kein Termin, da die Arbeit ja privat geschieht. Deshalb konnte ich die Aufzeichnungsmethode verfeinern und ausbauen. Wirklich gründliche Resultate erfordern zuweilen 4 und 5 Besuche in ein und demselben Ort. Ebenso ein Abfragen des gesamten, sehr umfänglichen Programmes bei Personen verschiedenen Alters, bei ausgesprochen guten Gewährsleuten und Überlieferungs-trägern, wie bei Durchschnittsmenschen. Erst dann kann man über das wirkliche Leben eines Brauches, einer Sage usf. Auskunft geben, über die Rolle der Einzelpersönlichkeit in der Gemeinschaft, wie auch über Intensitätsfragen. Gerade das Salzburger Material bringt hier sehr beachtliche neue Erkenntnisse. Z. B. darüber, wie einheitlich oder verschieden die Überlieferung im gleichen Orte oder Tal ist. Auch sonst kommen viele Dinge zutage, die wir trotz der verdienstvollen bisherigen Arbeiten im Lande Salzburg nicht wußten.

Ein solches Unterfangen kann natürlich nicht rasch vor sich gehen und wird immer schwieriger, da ich die Kosten dafür bisher fast zur Gänze aus eigener Tasche tragen mußte. Deshalb bin ich auch erst etwa zur Hälfte fertig. Auch in Salzburg wählte ich das Gebiet von Brauchtum und Volksglaube. Denn wollte einer allein alle Seiten des Volkslebens erfassen, einschließlich der materiellen Volkskultur, käme er in einem Leben nicht zu Rande.

Von den beiden nun folgenden Proben behandelt die erste einen an sich schon bekannten Brauch, das Kasmandlfahren im Lungau. Allerdings nach den neuen Aufnahmemethoden, aus denen sich schon für den ganzen Salzburger Bereich grundsätzliche Erkenntnisse ergeben. Die zweite ist ein Fund aus einer Restschichte, der noch weiter verfolgt und geklärt werden muß. Ich bringe ihn ob seiner Seltenheit, um zu zeigen, daß Nachklänge selbst aller-ältester und vom Strom des heutigen Volkslebens abliegender Überlieferungen noch in einer Redensart faßbar werden können.

2. Das Kasmandlfahren im Lungau

Bei Einbruch der Dunkelheit laufen am Vorabend von Martini (10. November) die Burschen fast im ganzen Lungau mit Schellenge-
tön, Peitschenknallen und Rufen durch die Orte. Sie sind teils maskiert, zumindest führen sie auf einer Stange einen ausgehöhlten Kürbis oder eine große Rübe mit einem Licht darin mit sich, den Kasmandl- oder Totenkopf. Was sie tun, ist die Verkörperung einer Fahrt der Geister auf die Alm, die während des Winters in den von den Menschen verlassenen Hütten hausen.

Nach dem Volksglauben im ganzen Alpengebiet, einschließlich der Schweiz und Frankreichs, beziehen nämlich Almgeister nach dem Abzug der Sennen die leerstehenden Hütten. Eine Spiegelung des Unheimlichen in der zum „Unland“ gewordenen winterlichen Bergeinsamkeit. Sie heißen Hüttlabutz, Alperer, Wilder Ochsner, Kasermandln, Kasmandln, Wintersennin usf. Von den Abenteuern,

die vorwitzige Menschen mit ihnen zu bestehen haben, erzählt eine Fülle von Sagen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Auch der Lungau ist voll von ihnen.

Der Lungauer Almgeist heißt „Kasmandl“ und die Burschen verkörpern zu Martini, dem alten Winterbeginn, seine Albfahrt, zum alten Frühjahrsanfang — Georgi — wird das Kasmandl durch Peitschenknallen wieder aus der Alm „ausgeklöckt“.

Alle Beschreibungen des Brauches bisher sind durchaus summarisch und lassen die genaue Verbreitung des Gesamtbrauches sowie seiner Einzelheiten nicht erkennen. Die klassisch gewordene Schilderung gab I. v. Kürsinger 1853 in seinem bekannten Buche über den Lungau, S. 410 f. Von ihm übernahm sie K. Adrian fast wörtlich in sein Buch „Von Salzburger Sitt und Brauch“. Auch die handschriftliche Beschreibung des Kasmandlfahrens, die Adrian nach einem Manuskript von A. Canaval im städtischen Museum 1901 in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde veröffentlichte, stimmt mit Kürsinger z. T. genau überein. Sie alle beziehen sich nur auf den Lessachwinkel. Selbständig ist die Beschreibung bei Michael Dengg in seinem „Lungauer Volksleben“ (2. Aufl., S. 18 f.), aber auch sie gibt nur ein summarisches Bild ohne Lokalisierung. Kürsingers Schilderung lautet:

„Am Martiniabend versammeln sich alle jungen Burschen im Lessachwinkel und jeder bringt ein geräuscmachendes Instrument als: Glocken, Schellen, Rollen, Pfeifen, Peitschen u. dgl. mit, gehen stille und ruhig eine Strecke zum Winkel hinein, wo sie sich verkleiden, und zur wilden Jagd anschicken. Auf ein Zeichen ziehen sie unter gräßlichem Schreien und Lärmen, unter Peitschenknall, Läuten und Pfeiffen usw., unter Nachahmen von Thierlauten, wie Muhen, Brüllen wie Kühe, Brummen wie die Bären, Heulen wie die Wölfe, Miauen wie die Katzen, Bellen wie die Hunde, heraus in das Pfarrdorf. So wie die Dorfbewohner den Höllenlärm von weitem hören, so ziehen sie sich in ihre Häuser zurück, und verschließen sorgfältig Thüren und Fenster. Gnade Gott denen, welche der Vorwitz aus den Häusern treibt, oder nur zum Fenster heraus schauen. Sie werden mit Wasser begossen oder in dasselbe getaucht, oder mit Pech, oder übelriechenden Ölen besudelt. Nachdem dieser wilde Zug das ganze Dorf durch den erschrecklichen Lärmen durchrasaunet hat, verlieret sich derselbe allmählig in einer Gasse, und Stille kehrt wieder in das Thal zurück. Bei dem Volke heißt's dann: Jetzt kommt 's Käsmandel aus der Alm. Noch heutigen Tages wird das Käsmandel zu Martini in die Alm eingeglöckelt und zu Georgi, wenn die Leute zur Alpe ziehen, von der Alm ausgeklöckelt.“

Ich habe nun im Lungau in folgenden Orten abgefragt: Tweng, Mauterdorf, St. Michael, Zederhaus, Muhr, St. Margarethen, Bundschuh, Thomatal, Kendlbruck, Tamsweg, Sauerfeld, Seetal, Wölting, Lessach, St. Andrä, Göriach, Mariapfarr, Weißpriach, Bruckdorf und Steindorf. Außerdem mußte ich — um die Verbreitung festzustellen — auch im anschließenden Pongau, im steirischen Ennstal und im steirischen Murtal fragen. Lediglich das anschließende Kärnten fehlt noch, die Mitteilungen des Atlases der deutschen Volkskunde enthalten dort jedoch keine verwandten Bräuche und aus der Literatur ist mir nichts bekannt.

Was ergab sich nun dabei? Vielleicht ist es von Interesse, wenn ich des Vergleiches wegen zuerst anführe, was mir die Gewährsleute

in Lessach rund 100 Jahre später als Kürsinger erzählten. Gleichzeitig ein Beispiel dafür, wie sich in jedem Ort das Bild aus verschiedenen Mosaiksteinchen zusammensetzt.

Cilli Fritz, geb. Lankmaier, aus Lessach, verheiratet in Bundschuh, eine Bäuerin in den besten Jahren, gab mir die erste Schilderung: Beim Kasmandlfahrn is a gwise Streckn, die sie geahnt und bei die Häusa a bißl mehr läutn. An Kasmandlkopf von a groaßn Ruabn habn sie und a Kirzn eihi gsteckt. Das erste hat a Tuschglockn, a Senndin ist a dabei zlegt. Das ist a Manndaleut mit an Zegga voll abadrahte Ruabn, die schmeißt er gegen die Fensta als Schnurraus (wie beim Almatrieb). Goaßlruafn tant s': „Goaßla, Goaßla“ wischpln (pfeifen) und jodln. Wia's halt auf da Alm zuageht. Glockna habn sie alle; der erste a groaße Tuschglockn. Bei die Häusa läutn s' halt a bißl meahr. In die Häusa geahnt sie aba nit eihi. Nacher geahnt sie ruhig hoam, die Glockna verschoppn s' (damit sie keinen Lärm machen).

Matthias Winkler, vulgo „Jaga“, geb. in Lessach 1882, Vater auch aus Lessach, Mutter aus Wölting, ein lustiger und glänzender Erzähler, wußte schon cinige neue Züge hinzuzufügen: Za Mecht (Martini) fahrt 's Kasmandl in die Alm und zan Jürgntag (Georgi) hoam. A ganze Sippschaft hat's mitghabt. Beim Kasmandl da Kopf is die Hauptsach. Den haltn s' zu die Fensta zuawi, und a jeda hat a Glockn. Es is nur a Krawall, koane Redn (dies als Antwort auf meine Frage, ob sie auch Viehhandeln tun u. dgl. wie beim Alpererfahren im Oberpinzgau). Vom Förster geahnt sie weg. Die Weiba habn s' dann mitgnumma und außn zan Gamsn und die Nacht tanzt (der sonst auch übliche Abschluß hinterher). Früahra san sie allweil ganga, wo die Prozession gang is. A Gadn a dabei, da is oa's dreinghockt als Kasmandl. Die andern drum mit die Glockna. Klöckn (Peitschenknallen) teant s' a.

Johann Brugger, vulgo „Burgger“, auf dem höchstgelegenen Hof des Ortes, zur Zeit der Aufzeichnung im 84. Lebensjahre, ein ganz hervorragender Gewährsmann, berichtete folgendes: In Mechtntag habn s' a fürklöckt 's Kasmandl (wie beim richtigen Aus-der-Alm-Fahren den Kühkranz fürklöckn). Inta dera Zeit vom guldan Samstag habn sie allweil klöckt, die Kerln, lauta starke. Das is da erste Samstag nach Michelstag. Drei (Samstage) send ach bis aufn Kerwsamstag. In Irgnabnd immat amal a, wia sie halt bananda send. Zan Kasmandlfahrn stelln si die Halterbuam und a bißl greaßere zsam. Um an achte (abnds). Glockn, an etla habn a an Schellnkranz. Hintern Dorf fangan sie an, auf ins Oberdorf, ins Interdorf, a paar, drei tuan Gadnziahn und a Senndin tuat Nudl austeiln, a so aghackte Ruabn. Da sein greaßere, die tuan giasn; hamb a Schaffl, und wo sie a Liacht segn oder oa's außi geahnt, tuan sie zuahi giasn. Im Gadn habn sie Scheita drein. Die Senndin hat a Weibaleutgwand an und an Korb; da dauert's halt, daß sie umadum kemmand, a Stund hisch. Der mit 'n Kopf geahnt voran fucht bei die Buam und leucht a so überall ahi. A 20 kemmant eahn scho zsam, so Buam. Die Greaßern, die teant si a so schleichn.

Martin Holzer, vulgo „Radergaß“, geb. in Mariapfarr, dann in Lessach, wo er auch Bürgermeister war, ein ausgesprochen kluger und fortschrittlicher und sehr religiöser Mann, berichtete ungefähr die gleichen Züge. Nach seiner Angabe sind es Burschen bis zu 18 Jahren. „Und an groaßen Kopf habn s' a von ar a Runggl, einwendig ausgehohlt, voran vaschnit, das macht genau an Kopf. A Liacht einwendig. Auf a Stang tragn sie's. Iawat amal machn s' an Possn a, wann's is. Maschkiert. Wassa schüttn is a Böswilligkeit von die Ältern. Oder sie habn was gspannt üba 'n Weg. Das ghört nicht so zum Brauch.“ Letztere Bemerkung gilt wohl dem Drahtspannen, damit man in der Finsternis fällt, wovon auch aus St. Margarethen berichtet wird. Im übrigen äußert sich

hier die pädagogische Art des Radergaß. Denn wie schon die alten Beschreibungen zeigen, gehört das Gießen zum festen Bestand des Brauches. Es ist eine der üblichen „Vorwitzstrafen“, wie man es nennen könnte, die geisterhafte Wesen und solche, die es sein wollen, immer wieder verhängen und die weit verbreitet sind.

Auch Klara Gappmeier, geb. Rest, gebürtig aus Tamsweg 1857, zur Zeit der Aufzeichnung im 90. Lebensjahre, schon in Lessach aufgewachsen, wußte vom Begießen. Von ihrer Aussage führe ich noch als kennzeichnend an: „Schwergln teant sie a, so pfeifn fest. Da geah'ts furchtbar zua. A Senndin muaf sein und a Halta und a Korb voll Goaßbeerln“ (die wahrscheinlich ältere Art des Schnurraus statt der Rüben). „Oana muaf si an Kittl anlegn... Die Halbgroafn geahnt a. Die tuan die Kloan sekkiern, einwoakn a oft. Fertn habn die Groafn an Kasmandlkopf in an Abort eini.“

Ich habe die verschiedenen Aufzeichnungen in diesem Ort absichtlich im Wortlaut angeführt, denn keine Schriftsprache vermöchte das so kraftvoll-malerisch auszudrücken. Dabei habe ich aber auf streng phonetische Schreibung verzichtet und auch da und dort ein hochdeutsches oder umgangssprachliches Wort stehen gelassen, wie es die Erzähler in solchen Gesprächen ja auch oft tun.

Das Bild des Brauches, das sich uns hier entrollt, zeigt noch die ganze Vielfalt der Züge. 100 Jahre haben nichts verändert. Nur vom Pech und den übelriechenden Ölen, mit denen man nach Kürsinger besudelt wird, ist lediglich der Wasserguß übriggeblieben und die Goaßbeerln. Oder wollten die Gewährsmänner darüber nichts sagen? Auch das kommt vor. In Bundschuh-Thomatal sprachen sie jedenfalls noch von den übelriechenden Elixieren.

Als neue Züge, die bei Kürsinger nicht stehen, aber sicher alt sind, buchen wir, daß sie einen bestimmten Weg zu gehen hatten, der mit dem Prozessionsweg übereinstimmte, ferner daß sie eine Kasmandlfigur in einem Karren mitziehen. Auch den „Schnurraus“ erwähnt Kürsinger nicht. Schließlich ist es auch recht bezeichnend, daß die Altersklassen getrennt gehen, die Schulerbuben für sich und die schon schulentlassenen „Halbgroßen“ bis zu den Achtzehnjährigen. Als ich wenige Tage vor Martini 1946 in Lessach diese Aufzeichnungen machte — beim Brauch konnte ich leider nicht dabei sein — war der Enkel der Klara Gappmeier, ein Schulerbub, schon voller Eifer und Vorfreude. Er sagte: „I gfreu mi scho, i geah mit'n zweitn Kasmandlkopf.“ Den hatte er sogar schon fertig und ausprobiert. Alle Warnungen der Mutter und Großmutter, weil es doch eine „Wildnis“ sei und weil die kleinen Buben oft von den älteren mit Wasser angeschüttet werden, machten überhaupt keinen Eindruck.

Daß die kleineren Buben von den größeren bei solchen Bräuchen überfallen werden und es zu Kämpfen kommt, ist auch sonst da und dort üblich. Beim „Nikolauswecken“ in Mals (Südtirol) sah ich selbst, wie die Schulbuben bei ihrem Lärmumzug mit Schellen und Bockhörnern die großen „Klaubaufs“ auf den Plan riefen. Sie erschienen in greulichen Masken und veranstalteten mit den Buben um deren Stöcke ein Wettziehen, bei dem sie natürlich siegten. Abends, nach Einbruch der Dunkelheit, gehen dann nur die

Großen⁶⁾. Es gehört gewissermaßen dazu, daß über dem Spiel der Kinder noch etwas Gewaltigeres, Eigentlicheres ist. Denn die Kinder spielen natürlich den Brauch der Erwachsenen gerne für sich.

Gefährlich wird es nur, wenn die Lebenskraft des Brauches bei den Großen innerlich erschüttert wird. Dann kann es leicht umschlagen, die Großen betrachten das Ganze als ein Kinderspiel und lassen davon ab, übrig bleibt die Ausübung durch die Kinder. Dieses Stadium ist auch beim Kasmandlfahren im Lungau da und dort erreicht, bezeichnenderweise gerne in größeren Orten wie Tamsweg und Mariapfarr. Auch der Krieg bedeutete einen Einschnitt, dessen endgültige Auswirkung noch abzuwarten ist. Das Faschingrennen in der Krakau erlitt jedenfalls keine Einbuße. Die Heimkehrer halten den Brauch mit ganzer innerer Anteilnahme hoch. Anders scheint es mit dem Kasmandlfahren in Steindorf zu sein, wo eine noch nicht alte Frau sagte: Jetzt gehn beim Kasmandlfahrn nur die Schuler und die Halbwüchsigen. „I woäß nit, lebt es wieder auf. Aber wie i no jung war, sein die Großen gang und da ist eine großartige Almfahrt veranstaltet worden.“ Ähnlich, fast erschütternd, sagte eine Gewährsmännin in Seetal: „Jetzt hat halt neamt koan Muat.“

Es würde zu weit führen, die Antworten sämtlicher Gewährsleute aus allen übrigen Orten ebenfalls im Wortlaut wiederzugeben. Fassen wir vielleicht die wichtigsten Züge einzeln zusammen:

1. A u s f ü h r e n d e :

Daß alle Burschen mittun, wie Kürsinger und Canaval aus dem Lessachwinkel berichteten, sagte kein Gewährsmann. Von der getrennten Ausführung des Brauches durch beide Altersklassen (Schulbuben und Größere) sprachen Lessach, Seetal (zuerst die Kinder, dann die Knechte), St. Margarethen, Weißpriach (bis zum Kriege beide), St. Andrä und Bruckdorf. Sauerfeld fügt hinzu: bis vor wenigen Jahren Erwachsene; Kendlbruck: Fünfzehn- bis Achtzehnjährige; Wölting: Burschen von 12 bis 15 Jahren und einige Große. Bundschuh gibt an: jetzt mehr die Kleineren, Schulentlassenen, und fügt als einziger Ort hinzu, daß auch Weibsbilder in Männerkleidung mittaten, während es sonst überall nur Burschen sind.

2. V e r k l e i d u n g, M a s k e n :

Wölting, St. Andrä, Steindorf und die steirische Ramsau sagen, daß die Ausführenden nicht verkleidet oder maskiert sind. Die Ramsauer meinten: Sie sind nicht vermacht, nur a bißl unkenntlich, denn sie gehen nicht in die Häuser. Hingegen sprechen alle anderen Belege von Masken und Verkleidung: Tamsweg (maskiert oder geschwärzte Gesichter und künstliche Bärte); Sauerfeld (eine Maske noch vorhanden); Kendlbruck (schwarz im Gesicht oder Larven); Bundschuh (Maschera, ang'legt ganz entsetzlich, verlarvt, ang'ruaßigt, ein Teil schön); St. Margarethen (Larven wie beim Faschingrenna, Bock- und Goßhaut, Schädel und Hörner von an Rindvieh); Göriach (maskiert); Tweng (Stier, Halter, Jager, Wilderer, Sennin); Schladminger Untertal (meist ver mummt).

⁶⁾ Ganz ähnlich berichtet E. Burgstaller vom „Wolfablassen“ im Mühlviertel (Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich, 1948, S. 11), daß sich verkleidete ältere Burschen als „wirkliche Wölfe“ auf den Lärmumzug der Buben stürzen.

Die Sennin, immer ein verkleideter Bursch, wird in Lessach, Kendlbruck, St. Margarethen, Tweng und Bundschuh erwähnt (hier auch Bauer und Bäuerin).

Wichtig wegen des Vergleiches mit dem Pinzgau ist, daß ein als Stier Verkleideter in Wölting, Tamsweg und Tweng angeführt wurde. In Tamsweg sah ich den Buben, der wie der richtige Stier beim Almatrieb ein kleines Fichtenbäumlein auf dem Kopfe trug.

3. Kopf mit Licht:

Gewöhnlich auf einer Stange getragen. Er ist bezeugt aus Steindorf, Lessach, Wölting, St. Margarethen, Mariapfarr, Göriach, Weißpriach, Tweng, Tamsweg. Oft heißt er „Totenkopf“ (Wölting, St. Andrä, Göriach, Weißpriach, Steindorf).

4. Vorwitzstrafe:

Begießen: Lessach, Bundschuh-Thomatal (da habn s' a Faß voll Schmier beinand ghabt und d' Leut angstrichn, daß es recht gstunkn hat).

Verfolgung: Lessach; Bundschuh-Thomatal (und was eahn unterkemm is, das hat nix Guats ghabt, das habn sie verfolgt); St. Margarethen (wehe, wenn sie Kleinere erwischen; auch Draht spannen); Mariapfarr (da habn sie a Lehrerräulein mit bis in einen anderen Ort. Wenn sie was gefangt hamt, habn sie tschindert und g'arbat mit die Glockna. Wann's amal finsta is wordn, is ma nit aussigang; Mitteilung einer 87jährigen Gewährsmännin).

Vom abschließenden Tanz und der Unterhaltung erfuhr ich aus Bundschuh, Weißpriach, Steindorf und der Ramsau. Sie ist aber die Regel bei solchen Bräuchen. Daß sie beim Rückweg die Glocken „verschoppen“ um nicht mehr gehört zu werden (denn die Geister sind ja nun auf die Alm gefahren), erzählen sie in Lessach und Kendlbruck.

Keine volle Einigkeit herrscht darüber, wohin sie ziehen. Das Richtige ist ja wohl, daß sie auf die Alm fahren, wenn diese von den Menschen verlassen ist, und dort bis zum Frühjahr bleiben. So berichten es auch Lessach (bei Kürsinger aber auch anders), Kendlbruck und Weißpriach. Auch wo nur mehr die Sage zu finden ist, nicht aber der Brauch, heißt es: „Am Martinstag stellt der ‚Alp‘ ein“ (Gröbming). Im Ausstrahlungsbereich des Brauches (Schladminger Untertal, Ramsau) heißt es aber, das Kasmandl kommt zu Martini heim von der Alm. Ein ähnliches Schwanken kehrt bei den verwandten Bräuchen in dem an Salzburg angrenzenden Teile Tirols wieder. Auch in Schöder (Steiermark), wo der Brauch zwar nicht ist, aber die Sage, berichtete mir die Gewährsmännin: „Von der Alm hoamfahrn tuat ma am 11. November. 14 Tag drauf fahrt 's Kasmandl hoam.“

Dies ist eine wichtige Nachricht. Auch der Sterbauer aus Weißpriach gab an, daß der letzte wirkliche Almatrieb erst zu Martini erfolgte: „Frühahra war da Brauch, daß ma am Martiniabnd erst aus da Alm fahrt, frühahra nit. Nur oana is mehr so lang blieb, a groaßa Baua, und is mit Gepräng abgefahrn... Am selbign Abnd, bei da Nacht, spat erst, hat ma neuerdings wieda Glockn ghört, die sein nit von da Alm herunter, sondern hinauf. Das war 's Kasmandl, das is einzogn. Die Burschn habn sich mit Peitschn und Glockn zsamgmacht und den Almen zua markiert.“ Und der Abrahambauer bestätigte, daß früher die

Letzten erst zu Martini aus der Alm fahren: „Und dann war 's Kasmandl drein... Aba hiaz werd's allweil frühara. Die Welt nimmt halt allweil ab.“

Damit ist der Termin des Kasmandlfahrens noch in ganz anderer Weise begründet. Denn Martini bedeutet dann auch im Gebirge das Ende des wirklichen Weidejahres und den Winteranfang. Auch in Niederösterreich und dem Burgenland ziehen um Martini die Hirten mit der Martinsgerte von Haus zu Haus und erhalten Geschenke. An das Unheimliche des Kasmandlfahrens aber gemahnt im oberösterreichischen Mühlviertel zu Martini der Lärmumzug der Burschen beim „Wolfablassen“.

Besonders gut hat sich der Brauch des Kasmandlfahrens an seiner äußersten Grenze erhalten (eine häufige Erscheinung), nämlich in K e n d l b r u c k. Da erzählten mir die Brüder Engelbert und Josef K o c h e r, vulgo „Heinerer“ (letzterer geb. 1911) folgendes:

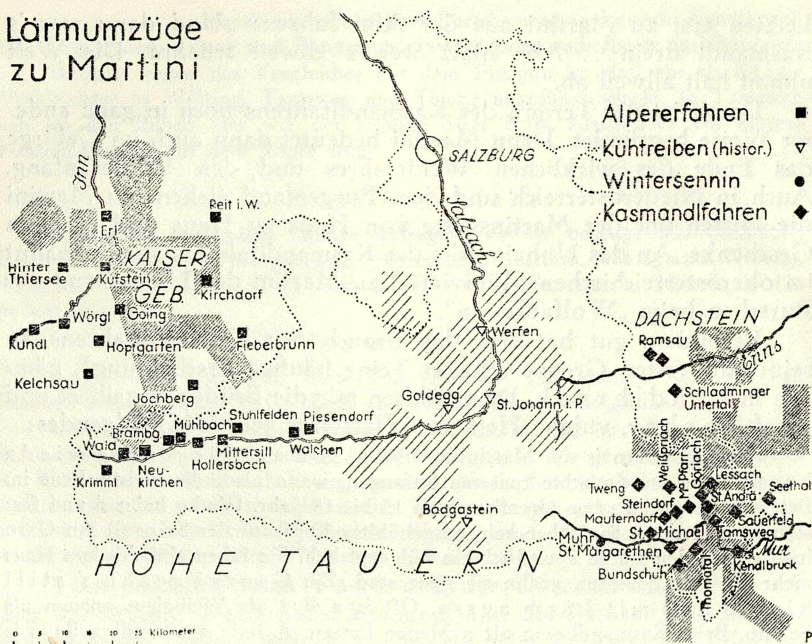
Kasmandlfahrn is am Martinitag hinein und am Jürgentag wieder heraus. So um an achte tuat ma anfangen, wann hisch die meistrn Leut im Bett san. Es geahn schon Greaßare, von 15 bis 18 Jahr. Glockn habn s' und fest schnalzn. Viech ruafn. (Aber kein ausgehöhlter Kopf auf der Stange!) An Garn ham s' und den ziachn s' und schrein hüh und heh. Sie fahrn eini, bis koa Haus mehr ist, und hoamzua geahn sie ganz stad. Zu Georgi geahn s' still hinein und mit Lärm aussa. Oft is a Bua als Weibaleut anzogn als Sendin. Beim Kasmandl sein oft a Menge Possen. A recht a schundiga Baua is da. Da habn sie von an iadn Haus die Löffl gstohln und eahm einitan. 's Koch stehln s' a oft, wenn sie's außigstellt habn zan Abkühl'n. (In Bundschuh ergänzten sie von Kendlbruck: Da seind sie amal zu an schuftign Bauan kemm, beim Kinig. Der hat cah nix gebn. Und da habn sie a Fuhr ausglart und den Wagn aufs Dach und eingefüllt. Und am andern Tag war a obn.) Die Mutter Kocher erzählte noch etwas sehr Interessantes von den Peitschen: Die Halterbuam mit die Klöckgoaßln, am End, wo ma's haltet, da is a Kreuz drauf, und wo da Kern ist, werd a Loch gmacht und a Ringl um den Peitschnsteckn. Da is da Teifi oamal kemm und hat 'n Steckn gnumm. Hat a koa Kreuz, so ghört a scho eahm. Hat a koan Hring (Ring), so wirft a'n so weit als a'n bring. Hat a koa Loch, schmeißt a'n allweil no.

Hier ist der einzige Ort, wo noch alles vollständig gemacht wird. Zum Jürgntag (Georgi) also nicht bloß etwas geklöckt, sondern der Auszug des Kasmandls von der Alm auch wieder ganz genau ausgeführt.

Und wie ist nun die V e r b r e i t u n g des Brauches? Wie wir gesehen haben, erstreckt er sich über fast den gesamten Lungau mit Ausnahme seiner westlichsten Täler. In Zederhaus war überhaupt nichts zu erfragen, in Muhr gibt es eine Abart. Zu Martini spielten sie in Muhr das, was bei einer richtigen Almabfahrt vor sich geht, mit Glocken und einer Senndin und einem Paar Roß, das sie einspannten:

„Die Burschn, fesch beinanda, mehr jagerisch, hoch auf'n Wagn gessn und durchs Dorf und Tal. Bei die, wo sie die Senndin außagschnalzt habn, da habnt eah zwoa mit die großn Peitschn gschnalzt im Doppelschlag, wia wann viere dreschn.“ Auch am Jürgntag haben sie früher geklöckt, „sieben bis acht Meter lanke Goaßln.“ Es ist „die W i n t e r s e n n i n ausklöckn, die zu Martini auf die Hüttn kimmt. Im Unterlungau ist das stark da Brauch, da aba nit so sehr.“

Lärmumzüge zu Martini



In der Auffassung, daß es die Wintersennin ist und nicht das Kasmandl, deckt sich Murt schon mit Kärnten. Soviel ich sehen kann, ist der Martinbrauch in Kärnten jedoch nicht üblich, nur weiter im Süden als Frühlingsgegenstück das „Georgijagen“ im gemischtsprachigen Gebiet, das zu den südslawischen Bräuchen mit dem „Grünen Georg“ hinüberleitet.

Gegen das steirische Murtal zu schneidet das Kasmandlfahren mit der Landesgrenze scharf ab. In Kendlbruck noch ganz ausgezeichnet, in Predlitz schon nichts mehr. Nur die vage Erinnerung, daß die Kendlbrucker vor vielen Jahren einmal hierher Kasmandlfahren kamen. Ebenso ist der Brauch in Seetal noch, in Ranten nicht.

Die Wirksamkeit dieser Landesgrenze als Kulturgrenze ist eine recht eigenartige Erscheinung. Sie zeigt sich auch auf anderen Gebieten. Nach H. K o r e n, „Pflug und Arl“, S. 206 f., gibt es Geräte, die in der Steiermark bis an die Grenze reichen, von denen im Salzburgerischen aber keine Spur zu finden ist, wie die Radarl und Happarl. Das Gerät zum Säubern des gedroschenen Hafers heißt im Murauer Gebiet „Rodler“, im Lungau hingegen (wie auch im Ennstal) „Roßler“. Aber auch das Radvorgestell des Pfluges und der Arl heißt im steirischen Grenzwinkel „Gwag“, im Lungau durchwegs „Gstöll“. E. K r a n z m a y e r bestätigt mir, daß zwischen dem Lungau und dem obersteirischen Murgebiet bei Kendlbruck-Ramingstein auch eine verhältnismäßig scharfe Dialektgrenze besteht. Dieses betrifft sowohl Lautungen wie bedeutende Wortschatzunterschiede. Und zwar dürfte sich diese Dialektgrenze schon im Laufe des 13. Jahrhunderts ausgebildet haben.

In dem an den Lungau anschließenden Teil des Pongaus kommt das Kasmandlfahren auch nicht vor. Untertauern z. B. weiß schon nichts mehr davon.

Überraschenderweise überschreitet das Kasmandlfahren aber an einer Stelle die Lungauischen Gebirgsketten und reicht ins Ennstal, was bisher nicht bekannt war. Die erste Andeutung enthält der Fragebogen des deutschen Volkskunde-Atlas aus dem Schladminger Untertal. Bei Frage 37 über die Bräuche zu Martini heißt es:

Burschen von 15 bis 30 Jahren. „Kasmandlfahren“ von der Alm heim in nächtlicher Stunde. Verspätung, weil sie die von leichtsinnigen Sennerinnen verplanschte Milch aufarbeiten mußten. Von letzteren gefürchtet. Sind meist verummmt und ahmen durch Peitschenknallen und Schellengeläute den Almtrieb nach.

Von da geht der Brauch auf die andere Seite des Ennstales. Bei meinen Aufzeichnungen in der Ramsau stieß ich alsbald auch auf das Kasmandl. Da es sich um ein neuentdecktes Vorkommen handelt, führe ich an, was die Gewährsleute sagten:

Am 11. November gehen die Kasmandln; Burschen mit Glocken, scheppern sind vermacht. 's Kasmandl ziacht a von der Alm (Mitteilung Möslehner). Die Hirzegger, de gengan mit de Glockna. Bald die Sennerinna weg sein, dann die Kasmannlan. Plescht und a Bockhorn. Wenn die Sennerin viel vatuat, na kemmant die Kasmannln, z'sammpuẗn (Mitteilung Stierer). Erwachsene waren bei 'n Kasmandlan a. Um elfe oder zwölfe gehn s' außi bis zum Percht (ein Bauernhof) und übers Eck ummi und einerg'läut. All Gattunga Glockna; von der kleinsten Schafglockn bis zu die größtn Kuahglockna. Sie sein nit vermacht. Das is der Tag, wo die Kasmandlan hoamfahrnt. Was die Senna verwüastnant, das essn die Kasmandlan nacha auf (und bleiben länger oben dadurch). Bal die Senna obn san, san die Kasmandla a obn (Mitteilung Rupert Simonlehner, vulgo Stier Ruap. Bergführer. Er war selbst viel auf der Alm). In Meschtn tag fahrn die Kasmandla hoam. In die leẗtn Jahr sein schon a die Größern ganga, die Schulentlassenen. Z'leẗt tun sie schon wo einkehrn (Mitteilung Minzlbäuerin). Bei die Kasmandlan schon a die Größern, mit Glockn. A bißl unkenntlich. Ins Liacht gengan sie sowieso nit. Es hat sich scho hisch aufgehörscht ghabt und hiaz gengan s' allweil wieda. Um die Häusa scheppern s' umandand (Mitteilung der Eggerin).

Im Sölkthal, das Verbindung zu dem so lebendigen Kasmandlgebiet im Lessachwinkel hat, ist der Brauch jedoch eigenartigerweise nicht festzustellen. Nur in Donnersbachwald besteht auch die Sage vom geisterhaften „Almranzl“, der zu Martini heimfährt.

Damit ist das Kasmandlfahren als Brauch umschrieben. Jedoch steht es — wie schon Adrian⁷⁾ erkannt hat — nicht für sich allein da. Ihm reiht sich im Pongau das „Kühtreiben“ an, das heute freilich erloschen ist und über das uns nur Hübner 1796 eingehender unterrichtet. Eine der letzten Nachrichten stammt von 1851. Hübner nennt im einzelnen Werfen, St. Johann und Goldegg als Orte des Kühtreibens, Adrian auch Gastein. Daß der Brauch mit Martini in Verbindung steht, wird allerdings nicht

⁷⁾ „Alperer und Kasmandl“, Mitteilungen der Ges. f. Salzb. Landeskunde XLI, 1901, S. 228 ff.; „Von Salzburger Sitt' und Brauch“, S. 204 bis 212; „Volks-tümliche Rügegerichte im Salzburgischen“. Mitteilg. d. Anthropolog. Gesellschaft in Wien LVI, 1926.

gesagt, nur die Winterszeit, einmal auch der St. Johannis-Tag (wohl der 27. Dezember?) genannt. Der Brauch hier hat ausgesprochen den Charakter eines volklichen Rügegerichtes, auch wenn ein Almabtrieb nachgeahmt wird, wobei manche Kühköpfe aufhaben, andere das Aufgelärme mit Schellen und Peitschenknallen besorgen. An bestimmten Stellen wurde das „Vieh“ gewässert, d. h. stillgehalten, und die Rüge in Reimreden vorgebracht.

Hingegen steht das sowohl aus dem nächtlichen Lärmumzug der Burschen, wie einer Rüge bestehende „Alpererfahren“ im Oberpinzgau dem Kasmandlfahren näher und ist auch an Martini gebunden. Hübner nennt es auch „Kühtreiben“. Spezielle Züge des Burschenbrauches sind hier das Rangeln um die „Hagmoarschaft“ unter den Orten Bramberg, Neukirchen, Krimml und Wald. Im vorderen Teil des Tales überwiegt das Rügegericht, denn ein „Bauer“ und ein „Viehhandler“ wickeln an bestimmten Stellen einen „Viehhandel“ ab, wobei die Vorzüge oder Fehler der besprochenen „Kuh“ natürlich auf ein Dirndl gemünzt sind. Wie ich mich selbst überzeugen konnte, ist beim Alpererfahren auch eine Stiermaske üblich.

Adrian bringt auch Nachrichten über das „Almfahren“ in Reith im Winkel, also schon im Bayrischen. Der Fragebogen des Volkskunde-Atlas bestätigt dies und meldet den Brauch als vor 20 Jahren (also etwa 1914) als erloschen. Oberaudorf, gegenüber von Erl, kennt noch die Sage, daß der „Oimara“ als glühender Drache am Martinstag „die Sünden von den Almen herunterbringt“ (frdl. Mitteilung von Dr. H. Moser). Adrian war aber offenbar noch unbekannt, daß auch das anschließende Tirol bis Wörgl und Kufstein den gleichen Brauch unter verschiedenen Namen kennt: Albererlaufen, Almerabfahren, Alberergehen, Martinsgestämpfe und — wohl in mißverständlicher Anlehnung an den Frühjahrszug zu Georgi — „Grasausläuten“. Bis jetzt sind mir Belege bekannt aus Jochberg (junge Burschen mit Peitschen und Kuhschellen, Tierfelle, Tiermasken), den Dörfern um Kitzbühel (Kirchdorf: junge Burschen und Dirndl!), Going (jetzt Buben bis 15 Jahren mit Almglocken, vor ca. 40 Jahren nur erwachsene Burschen bis 25 Jahre, die stärksten, wobei oft mit den Nachbargemeinden gerauft wurde; auch Peitschen mitgetragen), Hopfgarten (zwei Umzüge, voran Melcher mit Kraxen und Melkgerät, 20 bis 30 Burschen mit Kuhschellen, Schluß Goablschwinger, Name „Grasausläuten“), Kelchsau (meist Buben von 15 bis 22 Jahren, welche auf Alpen waren. Laternen aus Papier, das Kuhstechen wird markiert), Wörgl (Albererlaufen mit Kuhschellen, Speisglocken und Peitschenknall. Früher beteiligt: Fütterer, Knechte, jetzt halb- erwachsene Buben und Schulbuben), Kufstein (Umzug von einer Burschenschar, mit Kuhglocken bewaffnet, Mordsspektakel; wer es dabei wagt, vor die Haustür zu treten, muß einen Schnaps zahlen oder er wird tüchtig verbläut), Erl (junge Burschen mit Glocken und Peitschen, der Führer mit Ruckkorb; kommen zwei gleiche Trupps zusammen, gibt es blutige Kämpfe, besonders bei Nachbaralberern. Der Melker trägt weißen Schurz), Hinter-Thiersee (junge

Burschen mit Peitschen), Kundl (in früherer Zeit das Alperer² abfahren). Aus Pill bei Schwaz wird noch unter den geisterhaften Wesen, die als Kinderschreck dienen, das Auftreten der „Martinsbitzla“ genannt.

Diese Verbreitung deckt sich mit manchen anderen Gemeinsamkeiten im salzburgisch-tirolischen Grenzgebiet. Auch dialektmäßig gehen die Verbindungen bis etwa Schwaz. Die beigegebene Karte zeigt den Gesamtbereich der Lärmumzüge zu Martini, in denen Salzburg die zentrale Stellung einnimmt. Was es mit dem Lärmumzug zu Martini in Götzens ob Innsbruck auf sich hat, müßte noch erhoben werden. In der Ostschweiz, z. B. in Splügen, ziehen die Buben an verschiedenen Orten am Tag vor der Alpfahrt mit Kuhschellen durch das Dorf. Ob das in unseren Zusammenhang gehört, wäre noch zu untersuchen. Lärmumzüge zu Martini sind ferner das schon erwähnte „Wolfablassen, Wolf² austreiben“ im Mühlviertel, Böhmerwald und Bayrischen Wald, sowie das „Kucha knalla“ in der Grafschaft Glatz. Im Steirischen knallen die Burschen von Bartholomä ab mit Peitschen und schnalzen den Herbst ein, wie es R o s e g g e r beschreibt, aus dem deutschen Eichsfeld erfahren wir auch von Peitschenknallen der Burschen am Vorabend von Martini. Bei all dem sind natürlich die Hüter besonders beteiligt. Weiter im Norden bis Holland heften sich an Martini vor allem Lichterumzüge und Feuer. Wir sehen, ein außerordentlich vielfältiges Brauchtum, aus dem sich Salzburg und sein engster tirolischer Nachbarbereich aber besonders herausheben. Auch Bräuche bestätigen, was E. K r a n z m a y e r von der Mundartforschung her formulierte, daß man nach einer Reihe von Kulturerscheinungen das Gebiet vom obersten steirischen Ennstal — das Volk nennt es das „untere“ und dokumentiert damit, daß es einst von Salzburg her besiedelt wurde — bis zum Unterinntal kulturell als „großsalzburgischen Raum“ bezeichnen könnte.

3. Himmiroß fuattern

Wer unter den Hunderttausenden von Zetteln des österreichisch-bairischen Wörterbuches unter „Himmelroß“ nachschlägt, wird diesen Ausdruck immer nur als Spottbezeichnung finden: in Filzmoos für eine große, ungeschlachte Frauensperson, im Großarl²tal für einfältiger Mensch, in Prachatitz für Tölpel. Daneben gibt es auch noch den Ausdruck „Roß Gottes“ für „dummer Mensch“, belegt aus Linz, Südtirol, Böhmen und Straßburg.

Um so mehr horchte ich auf, als mir Matthias Schöⁿberger sen. in Wagrain von einer ganz anderen, völlig neuen Bedeutung erzählte. Wer beim Mähen Stege oder seitlich Hage macht, also unsauber mäht, so daß Halme stehen bleiben, der „t u a t Himmiroß fuattern“. Daß hier bestimmt nicht die Spottbezeichnung vorliegt, geht auch daraus hervor, daß man in Wagrain einen besonders starken Tau R o ß t a u nennt. Fällt gar kein Tau oder nur ein sehr schwacher, sagte man nach Schöⁿberger:

„Heut habn d' Himmireiter wieder g'schlafn (oder verschlafn), werd schlecht Wetter.“ Hier erscheint also tatsächlich die Vorstellung von himmlischen Rössern und zu ihnen tritt noch die von Reitern dazu.

Man kann alle möglichen Entstehungsursachen für diese Ausdrucksweise erwägen. Das „Roß“ im Roßtau als Verstärkung nehmen, wie in den übertragenen Bezeichnungen „Roßkur“ oder „da geht's zu wie im Roßhimmel“. Es ließe sich auch denken, daß man mit dem Ausdruck „Himmiroß fuattern“ einfach scherzhaft sagen wollte, man tue etwas Unnützes, Futter für Rösser im Himmel, die es nicht gibt.

Aber es sind auch andere und — wenn sie zutreffen — höchst altertümliche und merkwürdige Hintergründe für diese Redensart möglich. Wir kennen im Erntebrauch als weitverbreitete, freilich heute schon selten gewordene Handlung, daß man nicht alles abmäht, sondern einige Halme stehen läßt als Opfer für himmlische Wesen. Teils christlicher Prägung, wie der hl. Oswald und der seltsame „hl. Sankt Mäha“ in Bayern. Oder Personifikationen einer älteren Schicht. Wegen der Beziehung auf die Pferde denkt man da vor allem an die berühmte mecklenburgische Nachricht vom Ende des 16. Jahrhunderts, wo gesagt wird, daß man auf dem letzten Fleck eines jeden Feldes ein wenig Korn unabgemäht stehen ließ, die Hüte abnahm und dreimal laut rief:

Wode, Wode,
hal dinem Rosse nu Voder,
nu Distel und Dorn,
ächter Jahr bäter Korn!

Noch im 19. Jahrhundert finden wir dieses Opfer in Mecklenburg, wo man einige Halme stehen ließ, damit „de Waur“ Futter für sein Pferd finde⁸⁾. Auch in dem uns räumlich nahen Bayern treffen wir die gleiche Schicht. In der Gegend von Beilngries gehörte das Ährenbüschel für den „Waudlgaul“⁹⁾ und das Erntefest, bei dem man den hl. Sankt Mäha anrief, hieß die „Waudlsmähe“, wo man den schwarzen Rossen des Waude Futter aussetzte. Im Fränkischen erhielt sich im 19. Jahrhundert nur das Gebet an den hl. Sankt Mäha, jedoch keine Erinnerung an den Waude und den Waudlgaul. Eine Fülle weiterer Belege in kritischer Sichtung findet sich bei A. M a h r zusammengetragen¹⁰⁾.

Darf man solche Gedankenverbindungen zu S c h ö n b e r g e r s Nachricht herstellen? Die beiden Arltäler sind volkskundliche Beharrungsgebiete ersten Ranges, in denen sich unglaublich alter-

⁸⁾ Vgl. U. J a h n, „Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht“, 1884, S. 163 ff.

⁹⁾ G r i m m, „Deutsche Mythologie“, 4. Ausgabe, Nachtragsband, 1877, S. 59 f. Ferner F. P a n z e r, „Bayerische Sagen und Bräuche“ II, 1855, S. 216 f.

¹⁰⁾ „Wodan in der deutschen Volksüberlieferung“, Mitteilg. d. Anthropolog. Gesellsch. in Wien LVIII, 1928, S. 143 bis 167.

tümliche Bräuche und Vorstellungen noch bis an die Schwelle unserer Tage erhalten haben. So ganz aus dem Rahmen fallen würde die Nachricht nicht. Dazu kommt die Person des Erzählers. Matthias Schönberger sen., der mir 1945 diese und viele andere Dinge berichtete, ist ein ungewöhnlicher Mensch. Heute ein rüstiger Achtziger, begann er sich schon in seiner Jugend für Volksüberlieferungen zu interessieren und schrieb bereits als Zwölfjähriger vieles auf Zettel auf, die leider nicht erhalten sind. Zu seinen Gewährsleuten gehörten die damals alten Leute, die nun schon längst der Rasen deckt. Was sie ihm berichteten, reicht somit über 100 Jahre zurück. Da lassen sich schon sehr alte und heute vielleicht verklungene Dinge erwarten.

Schönberger ist aber auch ein Mann von wirklicher wissenschaftlicher Begabung. Da er nicht studieren konnte, bildete er sich selbst weiter, las und studierte viel, vor allem germanische Altertumskunde. Seine Kenntnis auf diesem Gebiete im Verein mit seiner ausgesprochen kombinatorischen Phantasie ließen es auch als möglich erscheinen, daß hier Lesefrüchte unbewußt mit seinen Erinnerungen verschmolzen und das Interesse an unserer Vorzeit mitgeformt hätte, was in einigen Fällen offensichtlich geschehen ist. Hier Gewißheit zu erlangen ist nicht leicht. Für viele Angaben konnte mir Schönberger noch seine einstigen, heute verstorbenen Gewährsleute nennen. Umfragen bei anderen in der Gegend bestätigten in einigen Fällen Schönbergers Berichte, in anderen nicht. Was immer noch nicht bedeuten muß, daß die Mitteilung unzuverlässig ist. Das Wissen kann abgekommen sein.

Zu den Dingen, die ich andere in und um Wagrain vergeblich fragte, gehört auch das „Himmiroß fuattern“. Auch sonst hörte ich im Pongau nirgends etwas von dieser Vorstellung. Wenn man fragt: „Wie sagt man dazu, wenn man so mäht, daß etwas stehen bleibt?“, gibt es schon Ausdrücke. „Ma tuat anheftn“ (Weibern, Oberösterreich), oder „d' Mahd abindn“ (Haunsberger Gegend). In Hinterwinkl sagt man „d' Spielleut stehn auf“, in St. Jakob am Thurn „aba da stehn viel Jaga“.

Da half mir ein Zufall weiter. In der Stadt Salzburg selbst kam ich mit Frau Th. Haslinger ins Gespräch über meine Aufzeichnungen und erzählte ihr auch vom „Himmiroß fuattern“. Und siehe da, sie kannte Sache und Ausdruck aus dem Flaçga u! Als ganz junges Mädchen erlernte sie 1917 das Mähen, konnte es aber zunächst nicht gut, so daß ein Steg übrigblieb. Da sagte der Illingbauer (Schreibname Schober) in Anzfelden bei Anthering zu ihr: „tuast Himmiroß fuattern!“ Den gleichen Ausdruck hörte Frau Haslinger 1939 in Tittmoning auf dem Gute Dirnberg, Post Asten, von Matthias Beitl, Moarknecht auf dem Gut.

Entscheidend für die Deutung ist aber wohl, was mir Frau Hermine Huth aus der hinteren Erlafgegend in Niederösterreich berichtet. In der Jugend der Gewährsmännin sagten die ganz alten Bauern zu den letzten Halmen, die man stehen ließ, sie gehören für 's „Himmiroß“, oder „dös is in Scheberer sei

F u a d a. Scheberer wird mit „scheppern“ (klappern) zusammengebracht und man stellt sich unter dem Scheberer ein gespenstisches Pferd vor. „Es tuat anders wia a g'wöhnlichs Roß“, kann sich durch die Luft bewegen und erscheint besonders in der Zeit der Rauchnächte. Es besteht auch die unklare Vorstellung von einem Reiter auf dem Scheberer, manchmal wird er mit dem Tod gleichgesetzt.

Noch in einem anderen Zusammenhang kommen die Himmelsrösser vor, hier sichtlich in übertragener Bedeutung. Beim Würfel in Raith am Haunsberg, auch Gemeinde Anthering, ist ein ganz altes Haus. In der Küche haben sie noch bloß gestampften Lehm Boden. Die alten Leute sind nun schon gestorben, aber 1917 hörte Frau Haslinger den Ausspruch von ihnen, wenn das Feuer recht winselte: „t e a n d' H i m m i r o ß r e a h r n.“ Da nahmen sie eine Handvoll Salz und eine Handvoll Kleibn und warfen sie ins Feuer. Das sind wohlbekannte Dinge. Wenn das Feuer recht singt, glaubt man allgemein, es sind die Seelen. Auch die Opfergabe ins Feuer ist weit verbreitet.

Zum Tau und den Reitern lassen sich auch Gegenstücke anführen¹¹⁾. Nach der Mitteilung von E. B u r g s t a l l e r sagt man in Oberösterreich bei Reif, daß Hexen geritten sind. Daß der Tau im Volksglauben überirdischer Herkunft ist, beweisen viele Vorstellungen. In bestimmten Nächten hat er sogar ganz besondere Wirkung (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Johannisnacht). In Posen schloß man, wie in Wagrain, aus mangelndem Tau auf kommdendes Schlechtwetter¹²⁾.

Mit der Redensart vom „Himmiroß fuattern“ haben wir offensichtlich einen letzten Nachklang wahrhaft archaischer Vorstellungen vor uns, den man in unseren Tagen kaum mehr zu finden erwartet. Geht doch der Strom des lebendigen Volksglaubens — so weit er Lebenshilfe ist und also wirklich ernstgenommen wird — in anderer Richtung. Das zeigen die neuen Bräuche, Sagen und Legenden der Heimatvertriebenen sehr deutlich, die aus schwerstem Erleben entstehen. Ehe wir Endgültiges über das „Himmiroß fuattern“ und die „Himmireiter“ aussagen können, müssen wir uns natürlich noch in einem sehr viel weiteren Raume umsehen, bis zu den eurasischen Reiterkulturen. Das ist aber eine spätere Aufgabe. Zunächst gilt es, die Tatsachen in unserer Heimat zu sammeln. Kein Einzelmensch reicht dazu völlig aus. Deshalb sei mir zuletzt die Bitte gestattet, Nachricht an mich gelangen zu lassen, wenn jemand vielleicht zum „Himmiroß fuattern“ so wie Frau Haslinger etwas weiß. Auch sonst bin ich für Hinweise auf bisher unbeachtete Bräuche und Vorstellungen dankbar und bitte schon jetzt um Unterstützung, wenn die eine oder andere Umfrage nötig sein sollte.

¹¹⁾ Vielleicht gehört es auch hierher, daß in der Edda (Skírnismál 10 und Hamdhismál 16/3) Reiten und Bodenfeuchtigkeit zweimal miteinander kombiniert vorkommen, worauf mich O. H ö f l e r aufmerksam macht.

¹²⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VIII, 1936/37, Sp. 692.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1952

Band/Volume: [92](#)

Autor(en)/Author(s): Wolfram Richard

Artikel/Article: [Von der Brauchtumsaufnahme im Lande Salzburg. 161-180](#)